

WAS WILL UND ZU WELCHEM ENDE SCHREIBT MAN EIN CATULL-HANDBUCH?  
EIN REZENSIONSAUFSATZ

**Ian DU QUESNAY, Tony WOODMAN (eds.), *The Cambridge Companion to Catullus***, Cambridge: Cambridge University Press, 2021 (Cambridge Companions to Literature and Classics), XI, 404 S., ISBN 978-1-107-19356-7, £79.00 (hb.) / 978-1-316-64471-3, £25.99 (pb.).

Wenn das bisherige Fehlen eines Bandes zu Catull in der Reihe der „Cambridge Companions to Literature and Classics“ bereits im Vorwort als eine nicht recht verständliche Lücke bezeichnet wird (S. XI), ist diese Einschätzung aus Sicht der Althilologie gewiss ebenso nachvollziehbar wie die (objektiv sicher dennoch etwas übertriebene) Charakterisierung des Gegenstands der vorliegenden Publikation als „one of the world’s most famous and best loved poets“ (ebd.). Dennoch muss mit einem der Beiträger (Dániel KISS) festgehalten werden, dass der im Vorwort beschworenen „scholarly popularity of Catullus“ (ebd.) zum Trotz erhebliche Forschungsdesiderate bestehen: „We clearly need a new edition of Catullus [...]. When it comes to commentaries on Catullus, it is even harder to be completely satisfied with what we have“ (S. 314–315); der Catull-Kommentar für die „Cambridge Greek and Latin Classics“, den eine andere Beiträgerin (Monica R. GALE) derzeit vorbereitet und von dem sich gewiss nicht nur KISS eine weitreichende Schließung dieser zweiten Lücke erhofft (vgl. S. 316), könnte daher zusammen mit dem vorliegenden Handbuch einen wichtigen Schritt der Bestandsaufnahme und einen Ausgangspunkt für eine neue Phase der Catull-Forschung darstellen.

Das Handbuch ist in vierzehn Kapitel unterteilt, die hier in sechs Kategorien zusammengefasst werden sollen: Cynthia DAMON, Tony WOODMAN und Richard F. THOMAS untersuchen im weitesten Sinne die Entstehung der *carmina Catulli*, K. Sara MYERS und Bruce GIBSON die inhaltliche Schwerpunktsetzung, Anna CHAHOUD, David BUTTERFIELD und Ian DU QUESNAY die Kompositionsprinzipien der Gedichte und ihrer Sammlung, Monica R. GALE und Carole NEWLANDS die antike Rezeption, S.P. OAKLEY und Dániel KISS die handschriftliche und wissenschaftliche Überlieferung des Textes, Alex WONG und Stephen HARRISON die moderne Rezeption. Die Liste der Beiträger (die nur geringe Überschneidungen mit derjenigen des 2012 von denselben Herausgebern veröffentlichten Sammelbandes *Catullus. Poems, Books, Readers* aufweist), darf die Apostrophierung als „distinguished contributors“ (Klappentext) bzw. als „leading scholars“ (S. XI) durchaus für sich beanspruchen und die selbstbewusste Erwartung der Herausgeber, „that the volume, while providing the ‚authoritative guide‘ which readers of a Cambridge Companion are entitled to expect, will also make a genuine contribution to Catullan scholarship and will act as a stimulant to further research“ (ebd.), ist gewiss ebenso berechtigt wie vor dem Hintergrund der bereits skizzierten Forschungslage notwendig.

***Der Entstehungskontext der Gedichte***

Wenn die Einleitung der Herausgeber zunächst noch einmal daran erinnert, dass über die Biographie Catulls kaum etwas Konkretes bekannt ist (S. 1–3), ist dies nicht nur eine Abkehr von den teils äußerst phantasievollen Biographien, die insbesondere das 19. und 20. Jahrhundert aus den Gedichten abgeleitet haben, sondern auch der konstruktive Versuch, hier neue Wege zu beschreiten. So verortet Cynthia DAMON Catull im ersten Beitrag des Bandes dadurch in seiner Zeit, dass sie die räumlichen Dimensionen der Welt ausmisst, in der sich der historische Dichter bewegt hat – von der italischen Heimat über die weite Welt der noch neuen Provinzen bis hin zum Lebensgefühl der Metropole Rom, die sich ihrer Bedeutung immer bewusster wird. Bei der Bestimmung des spannungsvollen Verhältnisses zwischen der italischen und römischen Identität Catulls bleibt DAMON allerdings sehr vage – viel mehr als den Nachweis, dass der Dichter sich

dieser Spannung bis zu einem gewissen (allerdings auch noch genauer zu analysierenden) Grad bewusst gewesen ist, führt sie nicht (S. 14). Das Bild der Provinz in der Dichtung Catulls dagegen wird zu Recht in zwei Teile zerlegt, die einander als komplementäre Zugänge gegenseitig beleuchten können: Während die Auseinandersetzung mit der Struktur des Imperiums beim Dichter immer wieder eine große Desillusionierung auslöst (S. 18–19), ist die Inspiration, die von der Vielfalt der exotischen Räume ausgeht, bedeutend: „The poems [...] show the world as a literary, cultural, historical and natural phenomenon, not as a Roman one, a world more fully experienced in the imagination than in the flesh and one that Catullus celebrates for its multiplicity rather than its magnitude“ (S. 21). Wenn DAMON ausgehend von Catull. 68, 33–35 auch den Gegensatz zwischen der uralischen Heimat und der römischen Lebenswelt auf die Formel „Verona [...] provide[s] a haven from grief and pain, but for poetry the *poeta doctus* needs Rome“ bringt (S. 23), bleibt sie allerdings erneut eine stringente Begründung dieser Behauptung und damit das schuldig, was man von ihrem Beitrag eigentlich erwarten würde – ihre kommentierte Materialsammlung stellt gewiss ein maximales „stimulant to further research“ dar, bleibt aber als „a genuine contribution to Catullan scholarship“ in den präsentierten Ergebnissen zu vage.

Von allgemeinen soziohistorischen Kontexten wendet sich das zweite Kapitel aus der Feder Tony WOODMANS dem konkreten literarischen Umfeld Catulls und damit – insbesondere, aber nicht ausschließlich – dem Kreis der neoterischen Dichter zu, denen die Überlieferung bekanntlich noch weit über mitgespielt hat als dem zwar an vielen Stellen korrupt, aber wahrscheinlich doch weitgehend vollständig überlieferten Catull. WOODMAN beginnt mit Calvus, referiert dann das Bild, das Cicerone von den *poetae novi* zeichnet, streift dann Valerius Cato und Furius Bibaculus, um sich in einiger Länge Cinna zuzuwenden, bevor auf einen Vergleich mit dem einzigen ebenfalls vollständig überlieferten zeitgenössischen Dichter Lukrez Bemerkungen zum verspotteten Redner Sestius und zu Laevius folgen. Anders als der wesentlich übersichtlicher strukturierte Ansatz DAMONS bietet WOODMAN eher eine Fundgrube für allerlei aufschlussreiche Beobachtungen zu Catulls literarischem Umfeld, die sich stets ihrer Zufälligkeit bzw. der extremen Abhängigkeit von einer äußerst fragmentarischen Überlieferung bewusst bleiben und so vermutlich auch bewusst auf den Versuch einer zu starren Systematisierung verzichten. Gerade Passagen wie der äußerst aufschlussreiche Vergleich zwischen Cinna *frg.* 13H und Catull. 65 (S. 35–36) und WOODMANS Reserviertheit gegenüber den nicht weniger auffälligen Parallelen Catull. 14b und 26 auf der einen sowie Furius Bibaculus *frg.* 84 und 85H auf der anderen Seite (S. 33–34) zeigen dabei, wie wichtig neben einer neuen Edition und einem neuen Kommentar auch eine neue Prosopographie zu Catull wäre, die das (auch im vorliegenden Handbuch) viel gescholtene und nach beinahe sieben Jahrzehnten wohl auch tatsächlich überholte Standardwerk von NEUDLING (1955) ersetzen könnte: Dass die Ausgaben der fragmentarisch überlieferten zeitgenössischen Dichter wie diejenigen von COURTNEY (1993, 2003) oder HOLLIS (2007) diese Lücke nur sehr notdürftig zu schließen vermögen, zeigt gerade ein so gut informierter, grundsätzlich nicht zu übertriebener Vorsicht neigender und dennoch an vielen Stellen zu zurückhaltender Aufsatz wie der hier besprochene in aller Deutlichkeit.

Besser erforscht, aber grundsätzlich vom selben Problem betroffen ist die Auseinandersetzung Catulls mit griechischen Vorbildern, der sich Richard F. THOMAS im folgenden Beitrag widmet. Hierzu werden zunächst Catull. 65 und 66 mit der kallimacheischen *Locke der Berenike*, Catull. 51 mit Sappho 31 und Catull. 70 mit dem erneut kallimacheischen Epigramm *AP V 6* verglichen, um den Übergang von einer in der Nachfolge von Ciceros *Aratea* verorteten Übersetzung hin zu einer spezifischen Nach- und Neuschöpfung zu konstruieren, als deren Charakteristikum THOMAS die ämulative Straffung und Belebung sieht (56; 58); beim berühmten Vergleich mit der vom Pflug gefällten Blume wird die Vermittlerrolle Catulls zwischen Sappho und der Wiederaufnahme des Motivs im 9. und 11. Buch der *Aeneis* ebenso detailliert wie plastisch dargestellt (S. 61–62). Die Bedeutung Meleagers wird insbesondere im Falle von Catull. 2 und 3 auch für die Frage nach der Plausibilität einer metaphorischen Deutung des *passer* (als Phallus) fruchtbar gemacht (S. 63–64), bevor THOMAS sich zwei Beispielen zuwendet, zu deren intertextueller Analyse seine eigenen Forschungen maßgeblich beigetragen haben (worauf er durch das Zitieren der Zustimmung von

FOWLER und WOODMAN zu seiner eigenen Position mit kindlichem – um nicht zu sagen: etwas kindischem – Stolz selbst hinweist: S. 65, Anm. 56, vgl. auch S. 66). Dass Catull. 8 der angeführten Passage aus Menanders *Samia* den entscheidenden Anstoß verdankt, wird gleichwohl selbst – oder gerade? – in der handbuchgerechten Kurzversion überzeugend dargelegt; auch die intertextuellen Beziehungen zwischen den Eingangswerten von Catull. 64, der *Medea* des Euripides, der *Medea exul* des Ennius und der *Argonautica* des Apollonios von Rhodos (S. 66–69) sind ausgesprochen aufschlussreich und anregend, sodass Innovation und (methodische) Systematik hier der Überlieferungsbedingten Notwendigkeit einer Beschränkung auf instruktive Beispiele zum Trotz in gelungener Form zusammengeführt werden.

### ***Inhaltliche Schwerpunkte***

Dass ein Dichter, dessen Werk in erster Linie mit der Adressatin Lesbia verbunden ist, die Beziehungen und Hierarchien zwischen den Geschlechtern literarisch reflektiert und verhandelt, ist evident; den Gegenstand der sich im 21. Jahrhundert daraus ergebenden Debatte um die (Re-)Konstruktion einer in der späten Republik brüchig gewordenen und in ihrer Bedeutung nicht selten zum indifferenten Schlagwort herabgestuften Männlichkeit in Philosophie, Rhetorik, Geschichtsschreibung und Dichtung fasst K. Sara MYERS folgendermaßen zusammen: „The charge of effeminacy (failed masculinity) entailed political, social and moral weakness and loss of self-control“ (S. 71); die dominanten Fragen der Catull-Forschung richten sich dabei an Catulls „identification with female figures [...], sexual invective against men and women [...], capitulation to erotic passion“ (S. 73). Wie weit die Forschung beim Postulieren einer Identifikation des Dichters mit weiblichen Figuren bisweilen über das Ziel hinausgeschossen ist, belegt MYERS besonders eindrücklich durch das Referat der zentralen Forschungsmeinungen zu Catull. 51, dessen Text und insbesondere dessen Unterschiede zum Vorbild (Sappho 31) gerade in der Perspektive den Leser bald daran erinnern müssten, „that the poem has nothing to do with female subjectivity“ (S. 75); auch der Vergleich der eigenen Liebe mit der vom Pflug gefällten Blume in Catull. 11, 21–24 wird von MYERS in seiner Bedeutung für eine feministische Deutung deutlich relativiert: „While the cut flower seems to represent the vulnerability of Catullus’ love and perhaps also his marginality, thus impugning his masculinity, his threats against his *puella* earlier in the poem assert the masculine power of his poetry“ (S. 79), und dasselbe gilt für ihre Kontextualisierung der radikalen Überschreitung der Geschlechtergrenze durch Attis (S. 83). Die wichtigste Erkenntnis aus der zuweilen etwas kursorischen, aber äußerst aufschlussreichen Material zusammentragenden Untersuchung der Invektiven, die an Figuren letztlich dieselben (von der neoterischen Ästhetik diktierten) Maßstäbe anlegen wie an Gedichte, lautet folglich auch mit einer gewissen logischen Konsequenz: „In Catullus poetry always comes out on top“ (S. 87).

Bereits zu Beginn des fünften, von Bruce GIBSON verfassten Kapitels wird die Integration verschiedener Themenkomplexe innerhalb eines Gedichts zum Markenzeichen Catulls erklärt und als Beispiel Catull. 37 angeführt (S. 89–91), was GIBSON freilich nicht daran hindert, für seinen Aufsatz einen vergleichsweise konventionellen Aufbau zu wählen und das Motiv der Liebe u.a. an den relativ eingehend gedeuteten Gedichten Catull. 8, 85 und 86 zu entfalten. Etwas stärker thematisch orientiert ist das folgende Unterkapitel zur Rolle der Freundschaft, wobei die Analyse von Catull. 35 aufgrund der Integration der Motive von Freundschaft, Liebe und Dichtung als „a good example of how Catullus is able to combine different kinds of material in the same poem“ bezeichnet wird (S. 99); überraschend ist die Anführung von Catull. 49 in diesem Zusammenhang, zumal die Analyse des berühmten Cicero-Gedichts äußerst vage bleibt und sich insbesondere zur Ironiefrage sehr zurückhaltend äußert („may verge on the ironic“, S. 100; vgl. insgesamt S. 100–101). Die Auseinandersetzung mit mythologischen Stoffen wird an Catull. 64 veranschaulicht, die Frage nach dem Charakter einzelner Texte oder Passagen als Gelegenheitsgedichte u.a. an den *passer*-Gedichten, dem Lobpreis von Cinna *Zmyrna* und den Epithalamien, der Komplex von „Enmity and Moralising“ an den Vorwürfen, die etwa in Catull. 58 oder 30 gegenüber untreuen Geliebten und Freunden erhoben werden (wobei der Rufus- und Gellius-Zyklus in ihrer Bedeutung

hervorgehoben werden, ohne dass es zu einem mehr als oberflächlichen Vergleich mit dem ebenfalls angeführten Mamurra-Zyklus käme; vgl. S. 108–110 bzw. 111–112), bevor GIBSON letztlich aus anderer Perspektive zur selben Schlussfolgerung gelangt wie MYERS, wenn er als integratives Moment der Dichtung Catulls deren metapoetischen Charakter und die bewusste Orientierung an den Idealen von *sal* und *lepos* definiert (S. 113–114).

### **Kompositionsprinzipien**

Der inhaltlichen Vielfalt der Gedichte entspricht bekanntlich ihre sprachliche Bandbreite, die Anna CHAHOUD in ihrem Beitrag untersucht; zunächst unterteilt CHAHOUD die polymetrischen Gedichte im Anschluss an die Forschungen JOCELYNS insofern, als in den Hendekasyllaben die Positionierung besonders langer Wörter, umgangssprachlicher Wendungen oder von Neologismen am Versende, in den jambischen Versmaßen dagegen die Verwendung der charakteristischen Diminutive (und diesen klanglich verwandter Wörter) eine entscheidende Rolle spielten (S. 117–118), während den *carmina maiora* ein wichtiger Platz in der Entwicklung der epischen Sprache angewiesen wird (S. 118–119) und die elegischen Distichen als sprachlich am wenigsten innovativer Teil des Gesamtwerks eingestuft werden (S. 120). Interessant ist insbesondere das Spannungsverhältnis zwischen den bei Catull so häufigen vulgären und obszönen Wörtern und der Sprache der Komödie, deren Adaption CHAHOUD zu Recht als literarhistorisch gesehen vielleicht wichtigste Innovation Catulls bezeichnet: „The path is paved for the *seruitium amoris* of Latin love elegy“ (S. 125), während die stilistische Raffinesse des Dichters am Beispiel des Hyperbatons veranschaulicht wird (S. 126–127). Archaismen und die Wortbildung (insbesondere mehrsilbiger Wörter wie der Abstrakta auf *-tio*, der Berufsbezeichnungen auf *-arius* oder der Diminutive) stellen weitere exemplarische Untersuchungsgegenstände des Kapitels dar, bevor CHAHOUD die persönliche Anrede als besonderes Markenzeichen Catulls in den Vordergrund rückt und diese These durch eindrückliches Zahlenmaterial untermauert (vgl. insbesondere S. 133 und 137). Mit einem instruktiven Vergleich zwischen Catull und Lucilius, denen die Erschaffung eines jeweils unverwechselbaren persönlichen Stils gelungen sei, beendet CHAHOUD ihre Ausführungen, die eindrücklich nachweisen, wie bedeutsam die sprachliche und stilistische Ebene für eine angemessene Interpretation der Gedichte Catulls ist.

David BUTTERFIELD eröffnet sein Kapitel zu Catulls Metrik ebenfalls mit einer Erinnerung daran, in welcher verschiedener Hinsicht Catull – wenn auch gewiss teilweise aufgrund der ihm günstigen Überlieferungslage – als Pionier der römischen Dichtung gelten darf: „Among the many accolades that critics bestow on Catullus, one is often absent: metrical revolutionary. This is strange, for we know of no other Roman poet who combined so many poetic forms across so many genres for so many purposes“ (S. 143). Dabei bieten die polymetrischen Gedichte naturgemäß die interessanteste Materie: BUTTERFIELD weist auf die Vielfalt an Metren (S. 144), die Prominenz des Hendekasyllabus (S. 145) und die Möglichkeit einer Datierung der in diesem Metrum verfassten Gedichte durch die Varianz in der Behandlung der äolischen Basis hin, wobei er die bahnbrechenden Ergebnisse SKUTSCHS (1969) durch statistisches Material untermauert und weiterentwickelt (S. 144–147). Dass sich das jambische Versmaß bereits in der hellenistischen Dichtung zum einen metrisch verändert und zum anderen aus seiner exklusiven Verwendung für aggressive Spottdichtung herausgelöst wird, stellt eine Entwicklung dar, an der Catull intensiv partizipiert, was BUTTERFIELD an einschlägigen Beispielen darlegt; die lyrischen Versmaße werden abschließend als bewusste Wahl für die jeweilige Thematik wahrscheinlich gemacht, nicht ohne dass neben den Chancen auch auf die Grenzen dieser Interpretation hingewiesen würde (vgl. beispielsweise die folgende vorsichtige Formulierung zu Catull. 17: „Catullus presumably deployed the metre to give the poem inescapably sexual undertones“, S. 152). Das Hauptaugenmerk innerhalb der *carmina maiora* liegt auf Catull. 63 („There can be no question that this is the most consummate example of ‚neoteric‘ artistry surviving in Latin poetry“, S. 154); hier macht BUTTERFIELD eindringlich deutlich, wie Catull die Möglichkeiten der metrischen Varianz für die Untermalung der jeweiligen Stimmung des Protagonisten Attis fruchtbar macht (S. 157–158). Die Behandlung des

elegischen Distichons durch Catull wird in der Folge anhand eindrucksvollen Zahlenmaterials insbesondere mit derjenigen durch die augusteischen Vertreter der Liebeselegie verglichen; zumal die Verwendung der Elision aber erfährt auch aufschlussreiche Detailinterpretationen (etwa zu Catull. 68, 89–90; 73, 6; 91, 1–2 oder 36, 12–15: S. 163–164), bevor BUTTERFIELD an eine in mehrfacher Hinsicht interessante Bemerkung zum letzten Vers des catullischen Corpus ergänzt, in der die Unterdrückung des auslautenden -s (eigentlich ein Kennzeichen der vorneoterischen Dichtung in der Tradition des Ennius) realisiert ist (*dabis supplicium* – eine Anomalie, die verschiedene interessante Erklärungsansätze hervorgebracht hat), folgende Zusammenfassung anschließt: „Catullus [...] was also a consummate master of metrical innovation, able to repurpose and manipulate a remarkable array of verse-forms [...] in order to channel his thoughts in novel and arresting ways“ (S. 165).

Im mit weitem Abstand längsten Beitrag des Handbuchs interpretiert Ian DU QUESNAY die überlieferten Gedichte Catulls als eine Sammlung von vierzehn *libelli*, die der Dichter in dieser Form herausgegeben und möglicherweise verschiedenen Freunden gewidmet habe: 2–14 (an Calvus), 14b–26 (an Quintilius Varus), 1+27–48 (an Cornelius Nepos), 49–60 (an Calvus), 61 (an Manlius Torquatus), 62, 63 (an Manlius Torquatus), 64, 65–66 (an Hortensius Hortalus), 67 (an die Veroneser Prominenz), 68a (an Manlius), 68b (an Allius), 116+69–92, 93–115 (vgl. insbesondere S. 172–178 und 217, wo DU QUESNAY seine Überlegungen mit Fragezeichen und relativierenden Formulierungen wie „tentatively“ versieht). Bereits die einführenden Überlegungen DU QUESNAYS machen die Problematik des Ansatzes deutlich: Die sämtlichen angeführten Punkte – die Bezeugung nicht im *liber Catulli* enthaltener Gedichte durch Terentianus Maurus, die Verwendung von *libellus* in Catull. 1 sowie von *liber* bei Gellius, der etwa durch Plinius oder Caesius Bassus bezeugte Titel *Passer* für eine Sammlung von Catull-Gedichten, die Spuren von Rezitations- und Publikationskontexten in Catulls Gedichten sowie historischen Kontexten und Parallelen zu Selbstzeugnissen Martials (S. 168–171) – sind sämtlich ebenso plausibel wie spekulativ. Der eigentliche Nachweis der These beginnt mit den *carmina maiora*; hier bemüht sich DU QUESNAY in erster Linie um Publikationskontexte, die sich im Falle von Catull. 61 aus der Hochzeit des Manlius Torquatus ergeben (S. 172), während für Catull. 62 die vergleichbare Länge von Horazens *Carmen Saeculare* bemüht wird (S. 173); die Verortung des Attis-Gedichts (Catull. 63) im erweiterten Festprogramm der Megalesia führt dann wieder auf den Quindecimvir Manlius Torquatus zurück. Wenig strittig dürfte sein, dass Catull. 64 zur separaten Veröffentlichung bestimmt war und auch der Vergleich mit Cinna's *Zmyrna* und der *Io* des Calvus ist naheliegend (S. 174); in Catull. 65 wird mit Hortensius Hortalus erneut ein Adressat genannt, dem DU QUESNAY damit lediglich noch die *Coma Berenices* (Catull. 66), nicht aber die weiteren Gedichte in Distichen gewidmet sieht (S. 175), während er etwa für Catull. 67 mutmaßt, das Gedicht „may be intended for the entertainment of local dignitaries at a local *convivium*“ (S. 176) – hier bewegt sich DU QUESNAY bei seiner Rekonstruktion eines Kontextes aus dem Text heraus allerdings auf mindestens ebenso dünnem Eis wie bei der Zuschreibung auch von Catull. 68a an Manlius Torquatus, dessen Name sich zwar möglicherweise hinter der korrupten Überlieferung verbirgt, das Gedicht aber vom an einen unbestimmten Angehörigen der allerdings inschriftlich gut bezeugten *gens Allia* gerichteten 68b trennt.

In Catull. 2–14 sieht DU QUESNAY die Grundzüge des Lesbia-Zyklus und die Konstitution eines Freundeskreises realisiert, in Catull. 14b–26 das Verhältnis zu Furius, Aurelius und Iuventus umrissen, in Catull. 27–48 eine durch Catull. 1 an Cornelius Nepos gerichtete Sammlung von Protestgedichten gegen die römischen *mores*, für die Nepos als Adressat aufgrund seines kulturellen Relativismus, wie er sich etwa in der *praefatio* oder den Eingangspassagen zu den Biographien des Alkibiades oder Epaminondas zeige, besonders prädestiniert gewesen sei (S. 194). Weit weniger Verbindendes kann DU QUESNAY für Catull. 49–60 anführen; außer dem Hinweis, dass sich die erste Hälfte der Gedichte in erster Linie mit Calvus befasse (S. 195), schweigt des Sängers Höflichkeit. Auch die Unterteilung der Epigramme in zwei Hälften ist nicht unproblematisch: „The first group (69–92, possibly prefaced by 116) consists of 25 (?26) epigrams almost exclusively concerned with Lesbia and attacks on Catullus' rivals for her favours. The second group (93–115) consists of 23 (or 24, if Poem 95 represents two poems), with only two poems (107 and 109) directly

concerned with Lesbia and one (104) with a potential rival“ (S. 208). Die Überzeugungskraft, die diese Überlegungen entfalten können, hängt vermutlich stark vom Naturell des Lesers ab: Wer sich lieber auf Positionen zurückzieht, die man hieb- und stichfest beweisen kann, und jede andere Mutmaßung aus dem wissenschaftlichen Diskurs hinaus ins Reich der Phantasie verbannt sehen möchte, wird DU QUESNAYS Theorie vermutlich nicht viel abgewinnen können; wer dagegen bereit ist, eine gewisse Unsicherheit hinsichtlich der Grundlagen einer zumindest für das Verständnis des Gesamtwerks gewiss hilfreichen Konstruktion in Kauf zu nehmen, kann mit der präsentierten Gliederung vermutlich durchaus gewinnbringend arbeiten. Für das Handbuch hat der Beitrag DU QUESNAYS jedenfalls den unbestreitbaren Vorteil, dass sich sein Kapitel auch als Gesamtkommentar *en miniature* lesen lässt und dem Benutzer so das in den anderen Beiträgen stets nur unter bestimmten Aspekten und in Auszügen behandelte Gesamtwerk vor Augen gestellt wird.

### *Die antike Rezeption*

Monica R. GALE beleuchtet im neunten Kapitel des Handbuchs zunächst die Bedeutung Catulls für die Entstehung der römischen Liebeselegie – ein Bereich, in dem ein weitgehender Forschungskonsens besteht, sodass GALE sich neben dem souveränen Referat der Entwicklung hin zu den Konzepten der *puella docta* sowie der *militia* und des *seruitium amoris* zum einen auf die Betonung der Unterschiede zwischen Catull und den Elegikern und zum anderen auf einige weniger prominente Aspekte wie die Orientierung sowohl Catulls als auch der Elegiker an Plotstrukturen der Komödie konzentrieren kann (vgl. zum letzteren Punkt insbesondere S. 225–226). Das spannungsreiche Verhältnis des Horaz zu seinem Vorgänger in der lateinischen Lyrik wird an Beispielen illustriert, die in den Gedichten des Augusteers die Tendenz „to orient themselves against Catullan precedents“ nachweisen (S. 226); Hor. *Carm.* I 22 beispielsweise „both recalls and diverges from her Catullan model“ (S. 228): „[...] the Augustan poet can be seen consistently to maintain a certain distance from his Republican precursor, moving away from the performative aspect of Catullan poetry, with its emphasis on the writing self, and typically adopting a more universalising, quasi-philosophical stance“ (S. 229). Auch die Archilochos-Nachfolge der *Epoden* wird nach GALE nicht nur durch Kallimachos, sondern auch durch Catull vermittelt (S. 232): „For the iambic Horace, as for the elegists, Catullus provides a suggestive framework within which to work through the crisis of masculinity“ (S. 233). Wie bereits MYERS in ihrer Analyse der Sappho-Übersetzungen rekurriert auch GALE auf ein Thema, das bereits THOMAS besprochen hat, wenn sie die Bedeutung des Vergleichs mit der vom Pflug gefällten Blume für die Darstellung der Todesszenen von Euryalus und Pallas unterstreicht (S. 233–234), was Catull. 11, 21–24 zu der im vorliegenden Handbuch gewiss am intensivsten untersuchten Stelle aus dem Gesamtwerk des Dichters macht. Dass es sich bei diesen Überschneidungen keineswegs um reine Dopplungen handelt, zeigt gerade GALES Weiterentwicklung der Erforschung von Vergils Umarbeitung der *carmina maiora* bei der Darstellung von Tod und Trauer (S. 234–238); an diesen Bereich der Catull-Nachfolge Vergils schließt GALE mit Gewinn auch dessen Auseinandersetzung mit den Mythen des Goldenen Zeitalters und des Trojanischen Krieges an (S. 238–240) und kommt zu folgendem Ergebnis, das die Bedeutung Catulls für die augusteischen Dichter sowohl inhaltlich näher bestimmt als auch zu einer eingängigen Formel verdichtet: „The characteristically Catullan combination of violent passion (whether aggression or desire) with neoteric elegance and *doctrina* was to prove formative for the poets of the Augustan period [...]. When the Augustans read Plautus, Apollonius, Archilochus, and even Homer, it is often through a Catullan filter“ (S. 241).

Das folgende, von Carole NEWLANDS verfasste Kapitel zur Rezeption Catulls in flavischer Zeit unterscheidet sich von GALES Ansatz, der einen gefestigten Forschungskonsens übersichtlich aufbereitet und durch eigene Schwerpunkte und Akzente ergänzt und weiterentwickelt, durch ein großes Vertrauen auf die Richtigkeit eines eigenen Ansatzes, wie sie etwa auch das Kapitel von THOMAS auszeichnet. So rekurriert NEWLANDS zwar auf vorgängige Forschungsergebnisse, wenn sie die Bedeutung der von Catull entwickelten Terminologie für das poetische Programm des jüngeren Plinius betont und im Hinblick auf die veränderten Produktionsbedingungen der flavischen

Epochen modifiziert; die aus den Bemerkungen sowohl des älteren als auch des jüngeren Plinius zu den *uersus duriusculos* Catulls (*Nat. praef.* 1 bzw. *Epist.* I 16, 5) herausgelesene Kritik, die NEWLANDS einer ebenso selbstzufriedenen wie selbstgerechten Generation von dilettierenden Feierabenddichtern zuschreibt, wofür sie den griffigen, aber vielleicht etwas zu pauschal urteilenden Slogan von der „gentrification of hendecasyllabic poetry“ prägt (S. 244), ist den angeführten Stellen aber nicht ohne Weiteres zu entnehmen. Überzeugender ist ihre Analyse der Kanonisierung und Historisierung Catulls durch die Flavii: „He [*scil.* Plinius] preserves Catull as a stylistic model while defusing his radical antisocial quality“ (S. 246). Ebenso innovativ wie überzeugend begründet ist dagegen die Deutung der Auseinandersetzung Martials mit seinem Vorgänger als bewusste Steigerung gerade auch im Hinblick auf die obszönen Untertöne (S. 247–253; vgl. insbesondere die Deutung von Mart. XI 99: S. 250–253), die Martial – eine naheliegende Konsequenz, die NEWLANDS nicht zieht oder zumindest nicht erwähnt – mit dem anonymen Verfasser der *Carmina Priapea* teilt und für die Datierung der letzteren von Bedeutung sein könnte. Ähnliche Tendenzen entdeckt NEWLANDS auch bei Statius, dessen Wiederaufnahme des *phaselus* aus Catull. 4 in einem Kontext, in dem dieser zum nachgeschleppten Rettungsboot eines größeren Schiffes degradiert wird (*Silv.* III 2, 19) und so eine Parallele zum Vergleich zwischen Catulls *passer* und Stellas *columba* in Mart. I 7 (vgl. dazu S. 248–249) darstellt; auch die Bedeutung des Verses, in dem Catull die Trauer um seinen Bruder kleidet (Catull. 68a, 20 ~ 68b, 92 ~ 101, 6) für die Darstellung der Trauer des Polyneices um Tydeus (Stat. *Theb.* IX 46–53) wird überzeugend nachgewiesen (S. 258, vgl. zur Rezeption des Verses auch S. 261).

### Überlieferung und Edition

Die handschriftliche Überlieferung des Catull ist das Thema des Beitrags von S.P. OAKLEY, der zunächst ein Stemma der wichtigsten Handschriften TOGRM präsentiert (S. 272), wobei die mit Abstand älteste Handschrift T (aus dem 9. Jahrhundert) lediglich Catull. 62 enthält und M durch Kontamination mit G aus R hervorgegangen ist und daher für die Textherstellung keine primäre Bedeutung hat. Zur Begründung dieses Stemmas, das als Archetypen und Hyparchetypen neben  $\Omega$  insbesondere V/A (die wie T von  $\Omega$  abstammen) und X (das wie O von V/A abstammt und sich weiter in G und R verzweigt) einführt, wird zum einen die Geschichte dieser Handschriften – soweit rekonstruierbar – referiert, was auch die Herleitung der Existenz eines *codex Veronensis* als Stammvater des in der Renaissance wiederentdeckten Catulltextes aus dem in G überlieferten Epigramm des Benvenuto Campesani einschließt (S. 265–267); zum anderen führt OAKLEY charakteristische Beispiele für typische Binde- bzw. Trennungsfehler an (S. 268–271). Eine Aufzählung der spärlichen Spuren einer äußerst eingeschränkten Kenntnis Catulls im Mittelalter (S. 271 und 273) leitet über zur Darstellung der begeisterten Wiederentdeckung des Dichters im Frühhumanismus, die ihren Ausgang von Verona nimmt, wo Catull zu Beginn des 14. Jahrhunderts zunächst in engen räumlichen Zusammenhängen zitiert und exzerpiert wird, wohingegen er im Mittelalter erstaunlicherweise auch in Nordeuropa bekannt ist (S. 273–274); an die Feststellung dieses Gegensatzes schließt sich eine kurze Bemerkung zur (bescheidenen) Qualität des überlieferten Textes an (S. 275). Der übrige Aufsatz OAKLEYS bemüht sich um die Rekonstruktion der komplexen Abhängigkeitsverhältnisse zwischen den jüngeren und sämtlich unter dem Einfluss kontaminierender und konjizierender Humanisten stehenden Handschriften; eher am Rande erwähnt OAKLEY dabei die bahnbrechende (wenn auch ebenso unbewiesene wie wohl unbeweisbare) Theorie W.G. HALES (1908; 1922), dass sämtliche jüngere Handschriften von O, G und (insbesondere) R abstammen (S. 278), obgleich diese in den abschließenden Worten des Beitrags vollständig übernommen wird: „Conclusive proof may never be found that Hale was right to hold that all MSS apart from T derive from OGR, but no one has yet adduced a compelling reason to think he was wrong. For future editors, therefore, T, O, O<sup>1</sup>, G, G<sup>1</sup>, R, R<sup>1</sup>, and R<sup>2</sup> remain the only witnesses that derive independently from the archetype and deserve full and regular citation in a critical apparatus“ (S. 287).

Das zwölfte Kapitel des Handbuchs aus der Feder von Dániel Kiss bietet „a brief historical account of editing and commenting on Catullus from the *editio princeps* to the present“ (S. 292).

Eine erste Phase bilden dabei die Ausgaben von Girolamo Squarzafico (Venedig 1472), Francesco Dal Pozzo/Puteolanus (Parma 1473) und Giovanni Planza de' Ruffioni/Calphurnius (Vicenza 1481) sowie die Kommentare von Antonio Partenio (Brescia 1485 oder 1486) und Palladio Fosco oder Negri (1496), bevor die von Girolamo Avanzi für (und mit) Aldo Manuzio besorgte Ausgabe (Venedig 1502, <sup>2</sup>1515) neue Maßstäbe setzt – in positiver wie in negativer Hinsicht: „Earlier editors of Catullus had often printed patently corrupt words and phrases, and their editions were pockmarked by typographical errors; Aldo and Avanzi produced an edition that is fairly smooth and readable, but owes a great deal to the untrammelled fantasy of its editors, and very likely to that of Aldo in particular“ (S. 298). Die Hochphase der humanistischen Catull-Forschung im 16. Jahrhundert wird dann durch die Beiträge von Battista und Alessandro Guarini, Marc-Antoine Muret, Achilles Statius und Joseph Justus Scaliger, in geringerem Maße auch durch diejenigen der Niederländer Justus Lipsius und Janus Dousa (sen. und jun.) geprägt, bevor nach dem lediglich durch Isaac Vossius repräsentierten 17. das 18. Jahrhundert und frühe 19. Jahrhundert mit Giovannantonio Volpi, Giovanni Francesco Corradino, Wilhelm Doering, Laurens van Santen und Carl Julius Sillig einen neuen Innovationsschub verzeichnen. Dass Karl Lachmann die Catull- nicht in demselben Maße revolutionieren konnte wie die Lukrez-Forschung, wird von Kiss zu Recht auf dessen Entscheidung zurückgeführt, seiner Ausgabe in erster Linie (um nicht zu sagen: ausschließlich) die – ihm am leichtesten zugänglichen, aber sonst in keiner Weise ausgezeichneten – Berliner Handschriften zugrunde zu legen, sodass die in der Theorie richtige Methode der Herstellung eines Textes auf der Grundlage der besten Handschriften und nicht wie zuvor auf derjenigen der vorangegangenen Editionen in der Praxis scheitern musste (S. 306–308). Die folgende Phase des intensiven Handschriftenvergleichs verbindet Kiss mit den Namen Ludwig Schwabe, Robinson Ellis, Emil Baehrens, William Gardner Hale, Theodor Heyse, Theodor Bergk (in der Ausgabe August Rossbachs), Alfred Edward Housman (in der Ausgabe John Percival Postgates), Sidney George Owen, Arthur Palmer, Alexander Riese und dem Gemeinschaftswerk von Eugène Benoist, Eugène Rostand und Emile Thomas. Unter den Editionen der jüngeren Vergangenheit hebt Kiss die als „fairly conservative“ einzustufenden Ausgaben von Mynors (1958) und Thomson (1997) sowie die als „radical, but never reckless or superficial“ gewürdigten von Goold (1973, <sup>2</sup>1983) und Antonio Ramírez de Verger (2005), unter den Kommentaren diejenigen von Kroll (1923), Fordyce (1961), Quinn (1970), erneut Thomson (1997) sowie erneut Ramírez de Verger und Ana Pérez Vega (2005) hervor. In seinem Ausblick auf die zukünftige Editionspraxis wirbt Kiss für die (eigene) Online-Edition sowie für eine Pluralität an Editionen und Kommentaren (S. 314–316); man darf (wie bereits angedeutet) wohl zuversichtlich sein, dass sich zumindest die zweite Hoffnung erfüllen wird.

### **Die moderne Rezeption**

In engem Zusammenhang mit Teilen der beiden vorangegangenen Kapitel steht die Untersuchung der Catull-Rezeption in der Renaissance durch Alex WONG, der mit Antonio Beccadelli beginnt und für die erste Generation der Neo-Catullianer insbesondere die Berufung auf Catull. 16 (und das Zitat dieser *lex Catulli* in Mart. I 35, 10–11) als Ausgangspunkt ansetzt. Komplexer gestaltet sich die bewusste Bezugnahme auf das Werk Catulls durch Cristoforo Landino, in dessen *Xandra* sich sowohl wörtliche Reminiszenzen an verschiedene Gedichte Catulls als auch die Verwendung des Hendekasyllabus und stilistischer Charakteristika wie der Diminutive finden; doch erst Pontano, Sannazaro und Marullus kreieren den eigentlichen neo-catullischen Stil der Renaissance, als dessen Merkmale WONG insbesondere „repetition and redundancy“ sowie „polysyllabic diminutives“ sieht: „The total effect is of quasi-spontaneous but curiously artificial verbosity. [...] The mixture of off-hand colloquialism with lyrical artifice is something the humanists particularly responded to in Catullus“ (alle Zitate S. 325). Die Popularität der Kussgedichte (Catull. 5, 7, 48 und 99) führt dann bei Johannes Secundus zur Entwicklung eines eigenen Genres (der *Basia*), die WONG in seiner Dissertation (2017) ausführlich untersucht hat und die nach Secundus neben zahlreichen anderen etwa ein George Buchanan fortsetzt (S. 331–332). Auf Ausführungen zur ebenfalls von Catull beeinflussten Tradition des Epithalamiums in der Renaissance werden kurze Schlaglichter auf die

volkssprachliche Rezeption in Frankreich und England geworfen; abschließend richtet WONG den Blick auch auf die Kritik am Neo-Catullianismus: „Naturally such writing, with its extreme stylistic mannerisms, unrepentant apologies and narrow range of ludic and erotic themes, invited attack from the more severely mind“ (S. 340), wofür WONG auch ein instruktives Beispiel anführt (S. 340–341).

Die Entscheidung für die Inklusion eines abschließenden Kapitels mit dem Titel „Catullus and Poetry in English since 1750“, das zu Beginn lediglich in einer Fußnote auf die Forschung zur Situation in den anderen europäischen Literatursprachen verweist (S. 343, Anm. 2) und mit dem Hinweis: „This chapter [...] will largely focus on Britain, with occasional excursions in other English-speaking environments“ beginnt (S. 343), ist gewiss kein Ruhmesblatt für den internationalen Anspruch der „Cambridge Companions to Literature and Classics“ und spiegelt erkennbar eher die Interessen des Verfassers Stephen HARRISON als die genuinen Anforderungen eines Catull-Handbuchs wieder, bietet aber gute Überblicke über das 18. und 19. Jahrhundert (S. 344–349), während die Ausführungen zum 20. Jahrhundert eher eine – wenn auch zweifellos interessante – Textsammlung darstellen. Als typisch für das 21. Jahrhundert sieht HARRISON „the prominence of female poets and writers“, von „female-authored biographical novels on the Catullus/Clodia affair“ sowie „female poetic translations and adaptations“ (S. 354); sein persönlicher Favorit allerdings sind die Catull-Imitationen in James Methvens *Precious Asses* aus dem Jahr 2009, mit denen HARRISON sein Kapitel beschließt (S. 361–362).

Was also will und zu welchem Ende schreibt man ein Catull-Handbuch? Der von den Herausgebern formulierte Anspruch, Orientierungshilfe, substantielle Innovationen und Stimulanzen für weitere Forschungen in einem zu bieten, ist gewiss ein hehres Ziel und wird in weiten Bereichen des vorliegenden Handbuchs auch erfüllt: Die Beiträge von WOODMAN, CHAHOUD, BUTTERFIELD, GALE und OAKLEY sind als zusammenfassende, aber an keiner Stelle unzulässig verkürzende Einstiegsinformationen für die jeweiligen Aspekte ebenso unverzichtbar wie benutzerfreundlich geschrieben; dasselbe gilt mit kleineren Abstrichen auch für die von DAMON, THOMAS, MYERS, GIBSON und WONG verfassten Kapitel. Durch deutlichere Innovationen zeichnen sich der Beitrag von NEWLANDS sowie insbesondere der großangelegte Versuch einer Gliederung des Gesamtwerks in vierzehn *libelli* durch DU QUESNAY aus. Kein Aufsatz jedoch richtet den Blick so konsequent in die Zukunft wie die wissenschaftsgeschichtlich ausgerichtete Studie von KISS, die die Aufgaben einer kommenden Catull-Philologie insbesondere im Bereich der Edition und Kommentierung präzise formuliert und mit einem Appell verbindet, der gerade für die Catull-Forschung von überragender Bedeutung ist: derjenigen nach einer größeren Stimmenvielfalt (S. 314) – und (von KISS nicht in dieser Deutlichkeit formuliert) nach einer neuen Dynamik in der Diskussion um die Deutung eines Dichters, der nicht zuletzt als entschiedener Vertreter einer äußerst lebendigen Streitkultur gewürdigt zu werden verdient.

Heiko Ullrich  
Bruchsal  
heiko.f.ullrich@web.de